Nr. 1. 14. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 3334) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Sonntags-Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Wabersky in Hamburg.

Mittwoch, den 3. Januar 1900.

Anzeigen
werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Major contra Pfarrer.

Der auch in Deutschland aus der bürgerlichen Welt durch die neuzeitliche Entwicklung verdrängte Feudalismus hat im Militarismus ein behagliches Asyl gefunden; ein warmes Nest, wo er frisch und fröhlich fortexistirt, als Staat im Staate. Er hat seinen eigenen Rechts- und Ehrenkodex und pfeift auf die bürgerlichen Rechts- und Moralbegriffe.

Und er, der Militarismus, bescheidet sich keineswegs mit der Autonomie auf seinem eigenen Territorium, sondern wie ein mittelalterlicher Raubritter von seiner Felsenburg aus bricht er gern in die Rechtssphäre der bürgerlichen Welt ein und sucht sie seinen Interessen zu unterwerfen. Mit anderen Worten: er erstrebt den Militärabsolutismus. Nicht allein in die privatrechtlichen Verhältnisse greift er eigenmächtig ein, wie z. B. mit der Boykottirung von Wirthschaften und anderen Geschäften — wie neulich wieder in flagranter Weise in Halle a. S., worüber auch militärfromme Philister in Harnisch gerathen sind — auch vor dem bürgerlichen Staatsrecht, der Verfassung, macht er nicht Halt, wie der neue Flottenplan eklatant zeigt.

Mit dem lieben Gott, will sagen mit der Kirche, sucht er zwar auf gutem Fuße zu stehen. Das liegt schon in seiner feudalen Natur. Er kommandirt die Soldaten in die Kirche und hält darauf, daß sie zur Gottesfurcht gedrillt werden. Er hält ihnen ab und zu frumbe Predigten. Kein Offizier darf sich beikommen lassen, sich mit der Ziviltrauung zu begnügen oder auf die Taufe seiner Kinder zu verzichten u. s. w. Wenn aber einmal die Kirche gegen einen militärischen Mißbrauch Widerspruch wagt, dann kehrt er alsbald seinen absolutistischen Karakter auch gegen sie hervor und zeigt ihr, was eine Harke ist. Dafür liefert folgendes Stückchen eine klassische Illustration.

Am 28. Dezember wurde in München der fünf Tage zuvor in Mülhausen i. E. im Zweikampf gefallene Leutnant Schlabitz beerdigt. Der protestantische Pfarrer führte in der Grabrede aus: Trost sei an diesem Grabe besonders nöthig, da ein hoffnungsvolles Menschenleben zwar nicht durch eigene Hand, aber durch selbst unternommene Schritte vernichtet worden sei. Kein Christ könne zum Duell gezwungen werden. Man möge über den Zweikampf denken wie man wolle: er sei ein Zuwiderhandeln gegen Gottes Gebot. Der Pfarrer drückte noch den Wunsch aus, es möchte dahin kommen, „daß die Thatsache beseitigt werde, daß die einem bevorzugten und mit Recht hochgeachteten Stande Angehörigen dem Zwange unterworfen werden, durch Zweikampf eine Entscheidung herbeizuführen“.

Diesen Protest war der protestantische Pfarrer seiner Kirche besonders im katholischen München schuldig, ein Unterlassen wäre von der Zentrumspresse unfehlbar als liebedienerische Feigheit bezeichnet worden. Von diesem „Zeugnißablegen“, wie es im pastoralen Jargon lautet, wäre natürlich dem Duell-Unfug kein Härchen gekrümmt worden.

Aber sogar dieses platonische Protestsprüchlein ging dem anwesenden Major vom Regiment des Erschossenen wider den Strich. Er ergriff das Wort und dankte dem Letzteren dafür, daß er sein Leben zum Opfer gebracht habe, treu bis in den Tod den Anschauungen, in denen ihn das Regiment erzogen. Seine Ansprache schloß mit dem Satze: „Das Regiment dankt Dir dafür und in diesem Bewußtsein magst Du ruhig schlafen.“ Das war die militärische Apologie gegen die kirchliche Rüge, der Protest gegen den Protest.

Beide Reden waren eine Kontroverse über das Duell am offenen Grabe zwischen Kutte und Pickelhaube, wie so wohl noch nie vorkam.

Der Militarismus gab der Kirche zu verstehen, daß sie ihre Rolle verkennt, wenn sie ihm gegenüber eine selbstständige Meinung vertritt und eine militärische Einrichtung unter Berufung auf ein Gottesgebot mißbilligt. Er ist der Herr und sie ist die Dienerin. Ihre Aufgabe ist, das Volk in Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen die Klassenstaatsgewalten und vorzugsweise gegen ihn selbst, den Militarismus, zu erhalten, aber nicht, seine Zirkel zu stören und ihm Moral zu predigen. „Dem Volke muß die Religion erhalten werden,“ den unartigen Kindern soll sie als Gouvernante Respekt einflößen und sie im Zaum halten; wie anmaßend und albern von der „Person“, wenn sie sich herausnimmt, der gnädigen Herrschaft die Leviten zu lesen! —

Den bürgerlichen Kreisen aber, die gewiß nicht verfehlen werden, die Schale ihrer sittlichen und religiösen Entrüstung über den Major Deimling auszugießen, möchten wir bemerken, daß der Major von seinem Standpunkt genau so korrekt gehandelt hat, wie vor einigen Jahren eine Anzahl Fabrikanten einer großen Industriestadt, die einen Pfarrer bei der Behörde anschwärzten, weil er den Arbeitgebern das soziale Gewissen zu schärfen suchte; wie jene bürgerliche Presse, die seiner Zeit die Kathedersozialisten mit ihren giftigen Bosheiten traktirte; wie die zivile Staatsgewalt, welche die Wissenschaft bevormundet und sogar einen Physiker und Mathematiker wegen sozialdemokratischer Gesinnung maßregelt. Auch das kapitalistische und büreaukratische Interesse will sich Religion und Wissenschaft nicht in die Quere kommen lassen.

Der Militarismus freilich treibt's am untesten, wenn man ihn hätschelt wie in Deutschland seit der Reichsgründung, und auch in Frankreich, wo aber die Dreyfusaffäre seinem absolutistischen Koller eine tüchtige Douche gegeben hat. In Deutschland dagegen schwillt dem Militärabsolutismus der Kamm immer mehr. Symptomatisch dafür ist die freche Erklärung der prinzlichen Kolonialbestie Arenberg zu einem Interviewer: „Ich habe so gehandelt, wie ich als Ehrenmann und Offizier handeln mußte!“

Von der Weltbühne.

Zur offiziellen Jahrhundertfeier hat der Kaiser am Neujahrstage an die Offiziere der Berliner Garnison folgende Ansprache gehalten: „Der erste Tag des neuen Jahrhunderts sieht unsere Armee, d. h. unser Volk in Waffen um seine Feldzeichen geschaart vor dem Herrn der Heeresschaaren knieen, und wahrlich, wenn irgendwer besonderen Grund hat, sich heute vor Gott zu beugen, so ist es unser Heer. Ein Blick auf unsere Fahnen genügt als Erklärung, denn sie verkörpern unsere Geschichte. Wie fand das vergangene Jahrhundert bei seinem Anbruch unser Heer? Die glorreiche Armee Friedrichs des Großen war auf ihren Lorbeeren eingeschlafen, im kleinlichen Detail des Gamaschendienstes verknöchert, von altersschwachen kriegsuntüchtigen Generalen geführt, ihr Offizierkorps fördernder Arbeit entwöhnt, in Luxus und Wohlleben und thörichter Selbstüberhebung verkommen. Mit einem Wort, die Armee war ihrer Aufgabe nicht nur entwachsen, sie hatte sie vergessen. Schwer war die Strafe des Himmels, die sie ereilte und die unser Volk traf. In den Staub ward es geworfen, Friedrichs Ruhm verblich, ihre Feldzeichen waren zerbrochen. In den sieben langen Jahren schwerster Knechtschaft lehrte Gott unser Volk, sich auf sich selbst besinnen, und unter dem Druck des Fußes eines übermüthigen Eroberers gebar unser Volk aus sich heraus den hehrsten Gedanken, daß es die höchste Ehre sei, im Waffendienste seinem Vaterlande Gut und Blut zu weihen: die allgemeine Dienstpflicht. Mein Urgroßvater gab ihr Form und Leben, und neuer Lorber krönte die neu erstandene Armee und ihre jungen Fahnen. Ihre eigentliche Bedeutung jedoch gewann die allgemeine Dienstpflicht erst durch unseren großen, dahingegangenen Kaiser. In stiller Arbeit entwarf er seine Reorganisation — unsere Armee — trotz des Widerstandes, den Unverstand ihm setzte. Die siegreichen Feldzüge könnten jedoch sein Werk in nie geahnter Weise. Sein Geist erfüllte die Reihen seines Heeres ebenso wie sein Gottvertrauen dasselbe zu unerhörten Siegen hinriß. Mit dieser seiner eigenen Schöpfung führte er die deutschen Stämme wieder zusammen und gab uns die langersehnte deutsche Einheit wieder. Ihm danken wir es, daß kraft dieser Armee das Deutsche Reich Achtung gebietend seine ihm bestimmte Stellung im Rathe der Völker wieder einnimmt. An Ihnen ist es nun, meine Herren, auch im neuen Jahrhundert die alten Eigenschaften zu bewähren und zu bethätigen, durch welche unsere Vorfahren die Armee groß gemacht haben: Einfachheit und Anspruchslosigkeit im täglichen Leben, unbedingte Hingabe an den königlichen Dienst, volles Einsetzen aller Kräfte des Leibes und der Seele in rastloser Arbeit an der Ausbildung und Fortentwicklung unserer Truppen. Und wie mein Großvater für sein Landheer, so werde auch ich für meine Marine unbeirrt in gleicher Weise das Werk der Reorganisation fort- und durchführen, damit auch sie gleichberechtigt an der Seite meiner Streitkräfte zu Lande stehen möge und durch sie das Deutsche Reich auch im Auslande in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen. Mit beiden vereint hoffe ich in der Lage zu sein, mit festem Vertrauen auf Gottes Führung den Spruch Friedrich Wilhelms I. wahrzumachen: „Wenn man in der Welt etwas will dezidiren, will es die Feder nicht machen, wenn sie nicht von der Force des Schwertes souteniret wird“.

In demselben, ja schon aus früheren Kundgebungen des Kaisers bekannten Gedankengange bewegt sich ein an das Heer gerichteter Erlaß des Kaisers. Hervorheben wollen wir noch folgenden an den Zusammenbruch der Macht Preußens im Anfang des Jahrhunderts anknüpfenden Satz:

„Wohl hatte nach sieben unvergessenen Leidensjahren Preußen in wunderbarer Erhebung mit der ganzen Kraft eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes die Ketten der Fremdherrschaft zerbrochen und damit Deutschland sich selbst wiedergegeben; wohl hatte in dem Befreiungskampfe sein neuerstandenes Heer unvergängliche Ruhmeskränze um seine Fahne gewunden: der höchste Lohn für seine opfervolle Hingebung blieb dem Vaterlande versagt, unerfüllt das unauslöschliche Sehnen nach Deutschlands Einheit. Hadernd und entfremdet gingen die deutschen Stämme nebeneinander her. Deutschland blieb gering im Rathe der Völker.“

An diese historischen Reminiszenzen ließen sich zwar vielerlei Betrachtungen knüpfen. Wir wollen uns jedoch hier auf den Hinweis beschränken, daß von Hader und Entfremdung unter den deutschen Stämmen nicht eigentlich die Rede sein kann. Die Nichterfüllung des „unauslöschlichen Sehnens“ ist nicht Werk des Volkshaders, sondern der Herrschsucht und Eifersüchtelei der deutschen Fürsten von damals, die, als sie in Noth waren, zwar ihren Völkern alles Mögliche verhießen, aber als die Völker sie opfermuthig herausgehauen hatten, ihre Versprechungen schmählich brachen. Der historische Gesichtswinkel ist ja für einen Fürsten ein anderer als für das Volk. Aber eben darum hat das Volk auch ein Interesse, die Ereignisse unter richtigen Gesichtspunkten betrachtet zu sehen. Dabei würde freilich auch das Zumaß des Verdienstes nach den verschiedenen Seiten ein anderes sein.

Das Wichtigste an der Rede sind jedoch nicht die historischen Rückblicke, sondern der Ausblick in die Zukunft, der speziell auf die Flottenfrage zugeschnitten ist. Um den Satz, daß der Kaiser für die Marine, in gleicher Weise wie sein Großvater für das Landheer, unbeirrt das Werk der Reorganisation fort- und durchführen werde, richtig zu würdigen, müßte man eine Geschichte der Konfliktszeit in Preußen schreiben. Dazu fehlt uns der Raum. Aber der Satz darf auch keineswegs so wörtlich genommen werden. „In gleicher Weise“ wie in den sechsziger Jahren die Armeereorganisation in Preußen, d. h. im Widerspruch zur Volksvertretung läßt sich die Flottenverdoppelung im Reich doch nicht durchführen. Dazu liegen die Verhältnisse heute im Reiche des allgemeinen Wahlrechtes doch viel zu sehr anders als vor fast vierzig Jahren in Preußen. Immerhin ist die Auslassung des Kaisers ein neuer Beleg dafür, daß die Flottenverdoppelung mit allem Nachdruck betrieben werden soll. Mag auch das Volk sich dazu rüsten!

Die starke Kriegsflotte, die angeblich den Handel fördern soll, ist zunächst ein bitterböser Konkurrent für die Handelsflotte, der sie die erforderlichen Mannschaften wegfischt. Das ist zwar neuerdings, wo die Flottenverdoppelungsfrage akut geworden ist, von Offiziösen und Nichtoffiziösen bestritten worden. Aber von in Handelsfragen autoritativer Seite wird es jetzt bestätigt. Im Jahresbericht der Hamburger Handelskammer für 1899 steht wörtlich Folgendes: „In Folge der starken Zunahme der deutschen Kriegs- und Handelsmarine und des gleichzeitigen Rückganges der Segelschifffahrt macht sich der Mangel an tüchtigen deutschen Matrosen und namentlich auch an Steuerleuten immer mehr fühlbar. Allseitig wird in nautischen Kreisen die Ansicht getheilt, daß zur Heranbildung eines Nachwuchses an deutschen Seeleuten Veranstaltungen getroffen werden müssen. Unter Betheiligung Hamburger Schifffahrtskreise hat sich der Deutsche Schulschiff-Verein gebildet, welcher junge Leute auf in Fahrt zu setzenden Segelschiffen praktisch ausbilden will.“

Was im Besonderen die Steuerleute anbelangt, so haben wir schon darauf hingewiesen, daß der „Mangel“, den die Herren Rheder beklagen, in Wirklichkeit nur im fehlenden Ueberfluß besteht, so daß die Rheder nicht mehr ganz so souverän wie früher über die Leute verfügen können, was sie natürlich ganz besonders schmerzt. Mit dem Mangel an tüchtigen Matrosen hat es aber seine Richtigkeit. Und der stets wachsende Bedarf der Marine übt da den Haupteinfluß aus.

Die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ist, wie wir dieser Tage berichteten, von konservativer Seite in Aussicht genommen worden, um die Kanalvorlage zurückzustellen. Darauf folgten verschiedene beschwichtigende Auslassungen in der Presse. Mit Recht warnt aber die „Freis. Ztg.“ davor, sich dadurch einlullen zu lassen, indem sie schreibt:

„Auch wenn offiziös die Aufrechterhaltung der zweijährigen Dienstzeit „für längere Zeit“ weit bestimmter in Aussicht genommen wäre, als dies der Fall ist, würde dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig beruhigend sein. Ganz plötzlich kann in dieser Frage die Parole der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ebenso ausgegeben werden, wie es vor wenigen Wochen hinsichtlich der neuen Flottenpläne der Fall war. Am 23. Oktober war noch öffiziös „zuverlässig“ versichert worden, daß ein Flottengesetz für die Session nicht beabsichtigt sei, und bereits am 28. Oktober wurde offiziös der neue Flottenplan für diese Session veröffentlicht. — Der Reichstag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung würde freilich für die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit Schwierigkeiten bereiten; wenn es aber zu einer Auflösung aus Anlaß des Flottenplanes kommt, so muß auch die Frage der Aufrechterhaltung und dauernden Festlegung der zweijährigen Dienstzeit scharf in den Vordergrund der Erörterung treten.“

Kommt es wegen der Flottenvorlage zur Auflösung, so muß der ganze Militarismus zu Wasser und zu Lande das Kampfobjekt bilden. Und insofern ist es gut, daß der konservative Schlag auf den Busch die Situation gekennzeichnet hat. Der Kampf wird sich darum drehen, ob es gegen militärische Ansprüche überhaupt noch ein Halt giebt oder nicht.

Die Schweinburg'sche Preßthätigkeit hat eine neue Einschränkung erfahren. Er ist nunmehr auch in den „Berl. Neuest. Nachr.“ Krupps kaltgestellt worden. Die „Voss. Ztg.“ berichtet, daß nach einer am Freitag in der Geschäftsleitung der „Berl. Neuest. Nachr.“ abgehaltenen Berathung Viktor Schweinburg veranlaßt wurde, sein Amt als Geschäftsführer sofort niederzulegen. — Viktor Schweinburg bezog in den „Berl. Neuest. Nachr.“ ein jährliches Gehalt von M. 36 000 und besaß jedenfalls einen noch auf mehrere Jahre laufenden Kontrakt. Das ist der Lohn für den Patriotismus des deutschen Flottengenius!

Herr Schweinburg hat darauf der „Voss. Ztg.“ folgende „Berichtigung“ geschickt:

„In Ihrem Abendblatte vom 30. Dezember melden Sie, daß ich veranlaßt worden bin, mein Amt als Geschäftsführer der „Berl. Neuesten Nachr.“ niederzulegen. Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersuche ich Sie, diese Mittheilung dahin zu berichtigen, daß ich schon vor längerer Zeit die Geschäftsführerstelle der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Berl. Neueste Nachr.“ niederlegen wollte, daß es mir aber erst nach langen Bemühungen gelungen ist, die Zustimmung zu meinem Rücktritte zu erhalten.“

Die „Voss. Ztg.“ antwortet darauf: „Diese „Berichtigung“ ist in der Hauptsache nichts als eine Bestätigung unserer Mittheilungen. Herr Schweinburg scheidet aus seiner erst vor einigen Monaten angetretenen Stellung als Geschäftsführer der „Berl. Neuest. Nachr.“ Seine Entschließung mag längere Zeit zurückliegen. Zur Ausführung gelangte seine Absicht nach einer Berathung unter der Theilnahme des Herrn Jencke, Vertreters des Herrn Krupp. Nach der Berathung theilte der Chefredaktör Jacobi den Redaktören, denen Herr Schweinburg gekündigt hatte, mit, daß er die Kündigung zurücknehme.“

Die Gefährdung von Eisenbahntransporten betreffend, ist am Sonnabend im „Reichsanzeiger“ der Gesetzentwurf publizirt, durch welchen der § 316 Abs. 1 des Strafgesetzbuches geändert wird. Er lautet jetzt folgendermaßen:

„Wer fahrlässiger Weise durch eine der vorbezeichneten Handlungen den Transport auf einer Eisenbahn in Gefahr setzt, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 900 Mark und, wenn durch die Handlung der Tod eines Menschen verursacht worden ist, mit Gefängniß von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft.“

Die im Druck hervorgehobene Stelle ist neu eingeschoben. Veranlassung zu dieser Milderung hat die große Ausdehnung des Kleinbahnverkehrs gegeben, die zahllose und zwar meist wenig schwer liegende Vergehungen gegen den § 316 im Gefolge gehabt hat. Insbesondere kommt im Straßenbahnverkehr eine große Zahl von Zusammenstößen u. s. w. vor, bei denen zweifellos eine Gefährdung des Transports auf einer Eisenbahn vorliegt, wenn auch der ganze Sachverhalt nicht für Anwendung einer Gefängnißstrafe spricht. Es ergaben sich daraus häufig Richtersprüche, die dem Gerechtigkeitsgefühle widersprachen. Als eigenthümlich mußte es z. B. gelten, wenn ein Angeklagter, der das Unglück oder hier vielmehr „Glück“ gehabt hatte bei einem von ihm verschuldeten Straßenbahnunfall einen Menschen zu verletzen, mit Geldstrafe bestraft werden konnte, während er, wenn bei dem Unfall kein Mensch zu Schaden gekommen war, mit Gefängniß bestraft werden mußte. Es beruht dies darauf, daß nach § 73 des Strafgesetzbuchs, wenn eine und dieselbe Handlung mehrere Strafgesetze verletzt, das Gesetz zur Anwendung kommt, das die schwerste Strafe androht. Da nun fahrlässige Körperverletzung nach § 230 St.-G.-B. mit Geldstrafe oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren, fahrlässige Gefährdung eines Eisenbahntransports aber nach § 316 mit Gefängniß bis zu einem Jahr bedroht wird, mußte, wenn fahrlässige Gefährdung eines Eisenbahntransports mit fahrlässiger Körperverletzung zusammentraf, der § 230 die Strafe bestimmen, so daß also auch auf Geldstrafe erkannt werden konnte.

Die preußische Staatseisenbahn zeigt sich wieder einmal nicht auf der Höhe. Aus Düsseldorf wird der „Volksztg.“ geschrieben: Der wirthschaftliche Verein richtete an den Minister der öffentlichen Arbeiten eine Denkschrift über die Kohlennoth, die einen Stillstand vieler Betriebe im Gefolge hat und dadurch erhebliche Lohnausfälle für Arbeiter herbeiführt. Es wird die Gestellung von Güterwagen auch am Sonntag verlangt.

Die Germanisirungsmethode der Reichspostverwaltung, welche die mit Land und Leuten vertrauten polnischen Postbeamten aus ihrer Heimath in entfernte Provinzen, deren Verhältnisse ihnen ganz unbekannt sind, versetzt, hat den warmen Beifall der „Köln. Ztg.“ gefunden, die in ihrer Herzensfreude über diese „durchaus berechtigte Wahrung deutscher Interessen“ es ausplaudert, welche Interessen im rein materiellen Sinne des Wortes der Maßregel eigentlich zu Grunde liegen. „Viele dieser Beamten konnten sich, theilweise ohne eigentliche böse Absicht, nicht leicht dem polnischen Einfluß entziehen und schädigten u. A. dadurch das deutsche Element, daß sie, der von polnischer Seite ausgegebenen Parole folgend, ihre Einkäufe ganz oder zum großen Theil bei polnischen Geschäftsleuten vornahmen und sich dadurch an dem über die Deutschen verhängten Boykott thatsächlich betheiligten.“

Damit der deutsche Krämer ein paar Pfund Kaffee mehr verkaufe und sein polnischer Konkurrent ein paar Pfund weniger, werden also zahlreiche Beamte in entfernte Distrikte versetzt, was natürlich „im Interesse des Dienstes“ liegt und das Reich nur die Kleinigkeit kostet, welche die Umzugskosten ausmachen. Daß die aus dem Innern Deutschlands nach den Postämtern in der Provinz Posen versetzten Beamten die Landessprache nicht verstehen und daraus unendliche Scheerereien erwachsen, kommt natürlich nicht in Betracht.

Bei der Stadtverordnetenwahl in Straußberg (Oberbarnim) errangen unsere Genossen am 28. Dezember einen prächtigen Erfolg. Die am 20. November vollzogene Wahl der 3. Abtheilung war von der Stadtverordnetenversammlung für ungültig erklärt worden. Da auch ein Sozialdemokrat gewählt worden war, suchte man nach Gründen und fand auch solche, welche die Ungültigkeitserklärung rechtfertigen sollten. Dies Verfahren brachte aber die Parteigenossen auf die Beine, so daß sie, die damals nur durch die Uneinigkeit der Gegner einen unserer Kandidaten in der Stichwahl durchbringen konnten, jetzt gleich im ersten Wahlgang drei Mandate eroberten, während der vierte Kandidat nur mit wenigen Stimmen dem bürgerlichen Gegner unterlag. Das Resultat der Wahl (die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Stimmenzahl, welche am 20. November erreicht wurde) war folgendes: Unsere Kandidaten erhielten folgende Stimmen: Pöckelmann 190 (87), Barowsky 185 (83), Schröder 166 (77), Bennewitz (Ersatzwahl) 187 (91). Für die Gegner wurden abgegeben: Fabrikant Rose 175 (151), Prawitz 163 (151), Bellmann 154 (72, Klöpfer 74), Kranz 158 (140).

Wie in Afrika „zivilisirt“ wird. Nach der dem Reichstage vorgelegten Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete sind in Südwestafrika im letzten Berichtsjahre nicht weniger als 21 Personen wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt und Aufwiegelung hingerichtet worden. Ferner sind 384 Personen

---

[1] (Nachdruck verboten.)

Dragan Bratow.

Ein Roman aus Bulgarien von **Adolf Flachs.**

I.

Wie stolz der prächtige Dampfer „Orient“ auf den munteren Wellen der Donau stromabwärts gleitet! Es ist, als wüßte er, daß er einen jungen Mann von hochfliegenden Plänen mit sich führt . . .

Dragan Bratow reist heimwärts, nach Lom-Palanka.*)

Der Julihimmel ist wolkenlos, schimmert herrlich in tiefem Blau.

Bratow sitzt, in Gedanken verloren, auf dem Verdeck und raucht eine Zigarette nach der anderen. Es ist ihm nicht geglückt, was er so innig, was noch inniger sein alter Vater gewünscht — er hätte in Wien das Gymnasium und die Rechtsfakultät beenden sollen, um dann in seiner schönen Heimath mühelos und rasch die hierarchische Leiter Sprosse um Sprosse hinanklimmen zu können bis zu jener, die herrlichsten Ausblicke gewährenden Hochebene, wo der behaglichen Fauteuils hoher Staatswürdenträger stehen . . .

Er hatte eifrig gelernt und gearbeitet und war auch aufgeweckten Geistes, allein er hatte doch nur mit Mühe und Noth die letzte Gymnasialklasse erreicht, und mußte vor der Maturitätsprüfung stehen bleiben, wie vor einer unüberwindlichen Festung. An dem Mißerfolg trug Dragans fast unheimlicher Hang, Vielerlei rasch kennen zu lernen, in hervorragendem Maße Schuld. Er mußte sich jetzt sagen, daß er wie ein Neuling an der Table d'hôte gehandelt hat, der von den zahlreichen Gängen immer nur wenig nimmt, um den Appetit für besonders wohlschmeckende Speisen aufzusparen, und sich schließlich hungrig von der reichen Tafel erhebt.

Sein Vater, ein Fuhrwerksbesitzer in Lom-Palanka, der die Fahrten selbst unternahm, um die Entlohnung eines Kutschers zu ersparen, konnte trotz bescheidener Lebensweise nur erübrigen, was Dragans Aufenthalt in Wien kostete. Vater Stojan hatte den Sohn im Auslande studiren lassen, in der festen Ueberzeugung, daß Bildung genau so viel wie baares Geld ist . . . baares Geld, das leicht zu erwerben ist, wenn man einmal ein gewisses Maß von Wissen besitzt.

So saß denn jetzt Dragan Bratow, des lebhaften Gesprächs seiner Reisegefährten nicht achtend, auf der harten Holzbank des Verdeckes und überließ sich wieder — wie er es nun seit acht Tagen, seit dem Prüfungstage mit dem unglücklichen Ausgang that — still und regungslos traurigen Betrachtungen. Mit einem Male begann seine Stimmung sich aufzuhellen . . . rasch vollzog sich das, so wie manchmal nach grauen Regentagen die Wolken, von der Hand eines unsichtbaren Zauberers geschoben, eilig verschwinden, der Himmel blau wird und die Sonne hellleuchtend auf dem Plan erscheint. Die überraschende Wendung in Dragans Seele bewerkstelligten seine zweiundzwanzig Lebensjahre. Diesem Alter ist es nicht eigen, sich so tief in Kummer und Sorgen zu versenken, in einer düsteren Stimmung lange zu verweilen . . . unerwartet bricht sich die jugendliche Sorglosigkeit mit goldenem Strahlenglanz durch die düsteren Wolken der Schwermuth eine Bahn.

Nun war Dragan geistig und körperlich älter, als die Ziffer seines Alters angab . . . eine ernst veranlagte Natur, welche auch einen unvermittelten Uebergang aus melancholischem Brüten in sonnige Heiterkeit nicht zuließ. So bildete sich in seinem Innern vorerst, gewissermaßen als Brücke zwischen diesen beiden Seelenzuständen, eine seltsame Mischung von Gefühlen, Gedanken und Stimmungen — eine Mischung, welche einen Bodensatz von Aerger und Mißmuth, eine Dosis von trotziger Erwägung, welche etwa besagen wollte, „Hol's der Geier . . . was liegt daran, wenn ich durchfiel . . .“ dann einige Theilchen jugendlichen Leichtsinnes, gesunden Galgenhumors und ätzender Selbstversiflage enthielt.

Der Dampfer legte endlich vor Lom-Palanka an. Dragan ließ den Koffer vorläufig im Gepäckraum der Schiffsstation und begab sich an's Land.

In Dragans Gemüthe gingen die Wogen sehr hoch, als er die lange, steile Holztreppe hinanstieg, die vom Donauufer zur Höhe von Palanka emporführt.

„Ja, steil ist der Weg zu meiner Vaterstadt!“ murmelte er bewegt. „Ein Symbol, daß auch mein Weg zur Macht und Ruhm steil ansteigt!“

Dragan erkannte Palanka kaum wieder, so viele neue schöne Gebäude standen da mitten unter den alten, häßlichen Häuschen. Eine besondere Genugthuung empfand er, als ihn der Weg zum Elternheim an dem stattlichen Bau vorbeiführte, der das Lyzeum beherbergte. „Es ist gut und recht! Mögen andere Völker Kasernen, Festungen aufführen, wir Bulgaren sollen und wollen klug sein, wir bauen lieber Schulen. Denn Wissen ist Macht und Ansehen!“

Er kam dem Rande des Städtchens näher, wo das Elternhaus stand; so sehr die Sehnsucht, den alten Vater, das alte Gehöfte eher wiederzusehen, seine Schritte beflügelten — die peinliche Beklemmung bei dem Gedanken an die erste Begegnung mit Vater Stojan, nach so ungünstig abgelaufenem Studium hemmte um so stärker seine Füße, und er ging unwillkürlich zögernd langsam, sehr langsam weiter.

Da grüßte plötzlich aus einer sich um einen mächtigen Nußbaum schaarenden Gruppe schlanker Akazien „ihr“ Häuschen. Wie festgebannt blieb Dragan stehen; ein Leuchten huschte über sein Gesicht, die schöne wilde Knabenzeit, da das gute Mütterchen noch lebte, das ihm hinter der Schürze so oft Schutz gegen die drohend erhobene Faust des erbosten Vaters gewährte . . . diese goldene Zeit lebte mit einem Male frisch und hellfarbig in seiner Erinnerung wieder auf! Er lehnte sich an einen Baum und stand eine geraume Zeit unbeweglich da, in den Anblick der Stätte seiner Kinderjahre versunken, seine Augen schwammen in Thränen.

„Mutter, Du mein gütiger Schutzengel, warum finde ich Dich nicht mehr, warum muß ich Dich bei meiner Heimkehr missen? Eine solche Mutter, wie Du warst, hätte nicht so jung sterben sollen, hätte lange, lange leben sollen!“

Ein Graukopf, der den weinenden Dragan eine Zeit lang kopfschüttelnd beobachtet hatte, fragte ihn:

„Warum weinst Du, junger Mann?“

„Ich weine um meine Mutter!“

„Wer war Deine Mutter?“

„Ich bin Stoja Bratows Sohn. . .“

„Ah, Deine Baba*) habe ich gekannt . . . ja, ja, weine nur, begieße ihr Andenken mit Thränen . . . Oh, die hat's verdient . . . das war eine herrliche Frau . . . weine nur, Junge, . . . und wenn Du bis an's Ende Deiner Tage geweint haben wirst, so hast Du um eine solche Mutter noch nicht genug geweint!“

So sprach mit zitternder Stimme der Alte, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und ging. Dragan sah ihn dankbaren Blickes eine Weile nach: dann raffte er sich auf und schritt langsam vorwärts. Seine Aufmerksamkeit galt wieder dem Häuschen. Es stand da wie ein Wahrzeichen vergangener Tage — ein trotziger, düsterer Holzbau mit dem Gepräge einer Festung; in dem aus starken Pfosten gezimmerten Erdgeschoß blos eine kleine, eisenbeschlagene kräftige Thür — kein einziges Fenster; der weit über den Bereich des Parterres hervorspringende, gleichfalls mit dicken Brettern belegte Oberbau hatte an jeder Seite je ein kleines, dicht vergittertes Fenster . . . In der Türkenzeit mußte man die Häuser in solcher Weise bauen, so boten sie doch etwas Schutz gegen räuberische Ueberfälle. Auf der Gegenseite der Straße befand sich ein in demselben Stile gehaltenes Häuschen, aber den besseren Sicherheitszuständen entsprechend, enthielt selbst das Erdgeschoß nebst einem breiten Eingang mehrere größere, sogar gitterlose Fenster.

Dragan empfand ein merkwürdiges Durcheinander von heller Freude und beklemmender Furcht, als er jetzt in den Hof trat. Ein großer Hund mit langen weißen Zotten schlug laut an. Er kannte Dragan nicht, schien aber doch eine unbestimmte Empfindung zu haben, daß der junge Mann zum Hause gehöre; denn ganz gegen seine Gewohnheit beruhigte er sich bald, wedelte zwei, drei Mal träge mit dem langen Schweife und legte sich behaglich knurrend im Schatten des blühenden Nußbaumes wieder auf die feuchte, kühle Erde hin. Ein junges Mädchen in der Tracht einer Bulgarin kleinbürgerlichen Standes erschien.

„Ist Stojan Bratow zu Hause?“ fragte Dragan zögernd, als wollte er die bejahende Antwort je später, je lieber hören.

„Ach, Du bist wahrscheinlich der junge Herr? Schön willkommen! Nein, Alterchen kommt erst vor Abend zurück. Hat draußen bei einem Bauer etwas zu verrichten; ich glaube, 's ist wegen Hafers für die Pferde! Komm' in's Haus!“

Dragan athmete erleichtert auf. Das Mädchen musterte ihn nach Frauenart mit einigen kurzen Blicken recht gründlich und sagte sich:

„Na, so schön, wie Vater Stojan ihn geschildert hat, ist er nicht; aber doch ein schlanker, hübscher Junge. Diese schwarzen lebendigen Augen gefallen mir, obgleich sie etwas zu klein sind. Der ovale Kopf mit dem dunkelbraunen kurz geschorenen Haar ist interessant: die Augenbrauen sind dicht, aber sie laufen zu sehr in grader Linie und schneiden förmlich die schmale, gewölbte Stirne unten ab. Die Nase . . . nun die Nase ist doch, gut geschnitten, kräftig entwickelt, aber doch um einen Gedanken zu lang; der dichte Schnurrbart macht sich über den fleischigen Lippen ganz gut. Hat der aber ein breites starkes Kinn! Ich hab's irgendwo gelesen, solche Leute sind energisch.“

Im Fluge waren ihr diese Betrachtungen durch den Sinn gehuscht. nun sprach sie freundlich:

„Junger Herr, willst Du mit hinauskommen, von der Reise rasten?“

„Nein, ich danke . . . ich bleibe lieber auf der Bank hier, unter dem alten Nußbaum. . . . Wenn Du nichts zu thun hast, leiste mir Gesellschaft, Mädchen, und sage mir, wie heißt Du, wer bist Du?“

„Ivanka heiße ich, und bin als Tochter eines Freundes Deines Vaters nach dem Tode Deiner Mutter hierher gekommen, damit es dem lieben Alten nicht gar zu einsam sei!“

Ivanka setzte sich neben ihm auf die Bank, legte den linken Arm auf die Lehne und haschte mit der rechten Hand nach den sich tief herabneigenden Zweigen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein bulgarisches Städtchen am rechten Donauufer.

*) Alte Frau, Großmutter.

Stadt-Theater in Altona.

K. Ludwig Fulda, wurde neulich einmal im „Berliner Tageblatt“ des Herrn Mosse von dem früheren „blutigen Oskar“ Blumenthal, der empört darüber war, daß Fulda immer mehr in sein Reich des blutigsten Unsinns vordringt, gar schauerlich die Wahrheit gesagt. Es waren sehr harte, aber sehr zutreffende Worte, die Herr Fulda zu hören bekam ob seiner heuchlerischen Koketterie mit der dramatischen Kunst. Fulda hat in der That für die wirkliche dramatische Literatur herzlich wenig Eigenes gegeben. Nach den paar Anläufen auf dem Gebiet der sozialen Dichtkunst im „Verlorenen Paradies“ und in der „Sklavin“